

# JONAS WINNER BERLIN GOTHIC

THRILLER

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe Juni 2013

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

© 2011/2012 by Jonas Winner. Vom Autor genehmigte Lizenzausgabe.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Johannes Engelke

Für diese Taschenbuchausgabe wurde der Text  
des eBook-Originals vollständig durchgesehen und überarbeitet.

Umshlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umshlagabbildung: TRUNK ARCHIVE/Liz Collins

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51390-3

5 4 3 2 1

*London mag die Stadt des Geldes sein, Paris die Stadt der Liebe, Rom die Stadt der Ruinen und Moskau die Stadt des Schnees.*

*Berlin aber ist die STADT DER ANGST.*

*Eine Angst, die keinen Gegenstand hat, eine Angst, die die Menschen befällt wie eine Krankheit. Die ihre Knochen aushöhlt, ihre Gedanken, ihre Zähne. Eine Angst, die sie lähmt, die ihr Lachen vergiftet, ihre Ideen verkrüppelt, ihre Absichten verbiegt. Eine Angst, die sich hier schon immer gehalten hat, die vielleicht ihren Quell in dem Boden tief unter den Fundamenten der Stadt hat, wo eine Spalte, ein Tunnel, ein Rohr in die Tiefe ragt, um ein Gefühl aus dem Zentrum des Erdballs zu zapfen, das es sonst nirgendwo auf der Welt so rein gibt.*

*Eine Angst, die sich zuspitzt, die sich wie ein Netz um das Herz legt, wie ein Spinnweben die Menschen immer mehr miteinander verbindet. Eine Angst, die sie vor sich hertreibt, die dafür sorgt, dass ihre Stimmen immer gepresster, immer schriller werden und ihre Augen größer, dass ihre Gedanken immer fahriger im Kopf herumspringen. Eine Angst, die sie verbrennt, bis sie lodernd um sich schlagen, um nicht wehrlos zu verglühen – schon mehr tot als lebendig und doch brennend genug, um in Brand zu stecken, was auch immer sie berühren.*



# BERLIN GOTHIC 1



# Prolog

## 1

Es sieht ihn an. Es ist ein Auge, und es sieht ihn an.

Tills Zwerchfell zieht sich zusammen, mit einem Zischen saugt er die Luft durch die Zähne in seinen Körper.

Das Auge blinzelt.

Er will etwas sagen. Ein Röcheln kommt aus seinem Mund.

»Tschschsch, tschschsch«, säuselt es. Das Auge wird von einem Lid halb bedeckt.

Tills Blick zuckt nach oben. Über das Lid, die abrazierten Augenbrauen, die Stirn. Bleibt an einem Höcker hängen. Zuckt zurück zu dem Auge. Springt in das andere Auge.

Er hört ein Glucksen. Die Augen scheinen aufzublitzen.

Er sieht wieder auf die Stirn. Auch über dem anderen Auge: eine Erhebung, ein Knubbel, ein ...

»Horn.« Seine Stimme klingt, als würde sie aus einem Gully kommen.

Der Kopf vor ihm nickt.

»Ein Horn?«

Nicken.

Tills Kopf, den er unwillkürlich ein wenig erhoben hat, sinkt zurück auf die Matratze.

Das Gesicht vor ihm lächelt.

Die Lippen teilen sich. Eine Zunge kommt zum Vorschein. Es ist die Zunge einer jungen Frau. Ihre Zunge gleitet über ihre Lippen – Till wendet den Kopf entsetzt zur Seite. Ihre Zunge hat sich in zwei Spitzen *geteilt*.

»Sieh doch mal«, hört er die Frau sagen. Sie streckt die eine Zungenspitze nach oben, die andere nach unten, nähert sich ihm, lässt die beiden Spitzen kreisen.

Till fühlt, wie sich seine Handflächen in die Matratze graben. Schlagartig wird ihm bewusst, dass ihn glühende Hitze durchzieht. *Nicht, will er rufen, bitte nicht! Nicht näher kommen!*

Ihre Zungenspitzen tanzen vor seinen Augen. Sie beugt den Kopf, die Höcker rücken ins Gesichtsfeld.

»Willst du mal berühren?«, hört er sie flüstern.

»Nein«, es rasselt in seiner Kehle, »mir ... ist nicht gut – es ist so heiß.«

Ihr Kopf zuckt wieder nach oben, so dass ihre Augen vor seinen aufscheinen. »Magst du mich nicht?«

»Doch.« Ihn schwindelt. »Ich ... ein Glas Wasser ... kann ich –«

»HALLO?«, platzt eine Stimme dazwischen.

Die junge Frau, die sich über Till gebeugt hat, fährt zurück.

»HALLO, IST DA JEMAND?«

Die Stimme schneidet laut durch den nur schlecht beleuchteten Raum. Die Frau wendet sich zu den anderen Gestalten, die sich hinter ihr zusammengedrängt haben und versuchen, über ihre Schulter hinweg einen Blick auf Till zu erhaschen. Sie hält die Hände offen vor sich hin, als wollte sie die anderen fragen, was sie tun soll.

»Er ist wach«, wispert sie.

»Ach ja?«

Ein massiger Oberkörper drängt sich an ihr vorbei, ein Mann sieht Till in die Augen.

»Wie fühlst du dich?«

Till durchzieht Hitze, als würde er in einem Backofen liegen. »Es ist heiß, ich glühe.«

»Das gibt sich wieder.« Die Wangen des Mannes sind von fingerbreiten Ziernarben durchzogen. »Es sind die Nähte, aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

*Was für Nähte?*

»Ängh ...«, kommt es aus Till heraus.

Der Mann über ihm rückt wieder ein wenig ab und nickt mit dem Kopf zur anderen Seite des Raums. Mit Mühe gelingt es Till, den Blick dorthin zu wenden.

Was er sieht, legt sich wie ein Brenneisen auf seine Netzhaut. Der Leib einer Frau hängt an Fischhaken waagerecht unter der Decke. Die Haken sind durch das nackte Fleisch getrieben, zwölf oder sechzehn Nylonseile daran befestigt, an denen sie baumelt. Die Haut und das darunterliegende Gewebe werden durch die Last fast zehn Zentimeter hoch vom Körper abgezogen. Ihr Kopf ist tief in den Nacken gesunken, ihre Unterarme und Unterschenkel, in denen keine Haken stecken,

hängen schlaff herab. Unendlich langsam dreht sich ihr Körper in der aufgeheizten Luft.

»IST DA JEMAND?«, schlägt wieder die Stimme durch das Halbdunkel, aber die Gestalten, die sich um Till geschart haben, zischeln nur, fassen sich gegenseitig an ihre künstlichen Hörner und Narben, ohne dem Rufenden, den Till nicht sehen kann, zu antworten.

*Wasser*, hämmert es in Tills Schädel, *ich muss etwas trinken*. Aber er kann sich nicht rühren, fühlt sich wie einbetoniert. Sein Blick wandert nach unten, er will sehen, warum er so glüht, doch sein Körper ist unter einer Decke verborgen.

»Bleib erst mal noch liegen«, sagt der Mann neben ihm und zupft an einer Kette, die durch sein Ohr gezogen ist. »Du bist noch nicht fertig.«

»Was?« Der Schwindel, der Till durchzieht, verstärkt sich. »Was ... was heißt ›noch nicht fertig‹?«

»Du darfst noch nichts trinken, aber es dauert nicht mehr lange.«

»Was habt ihr gemacht?«

Die schwarzen Augen des Mannes über ihm lachen. »Es ist wunderschön, du wirst es lieben.«

»Was denn? Bitte, was?«

Der Mann atmet aus, der Dunst, der seinem überbreiten Mund entströmt, ist feucht und schwer. Erst jetzt sieht Till, dass die Mundwinkel des Mannes aufgeschnitten worden sind, um die Öffnung zu vergrößern. Wenn er lächelt, öffnet sich das Fleisch bis zu den Backenzähnen.

»Wie ›was‹?« Der Mann zieht den Mund noch ein wenig mehr auf.

»Was ihr gemacht habt«, haucht Till.

»Das weißt du nicht?«

»Nein.« Tills Kopf schlenkert von rechts nach links.

»Wir haben dich umoperiert – es wird dir gefallen.«

Umoperiert ...

Umoperiert ...

## 2

Der Regen rauscht hinab, als ob sich die Himmelsschleusen geöffnet hätten. Es ist Nacht, aber die schweren Wolken, die dicht über der Stadt hängen und das Wasser eimerweise herabfallen lassen, scheinen die Dunkelheit noch einmal zu verstärken. Durch die hinter- und neben-

einanderher stürzenden Tropfen hindurch kann Butz gerade noch rechtzeitig den Beamten sehen, der am Straßenrand steht und ihm zuwinkt. Er drosselt die Geschwindigkeit, zieht seinen Wagen an den Bürgersteig und lässt das Seitenfenster auf der Beifahrerseite herunter.

»Es ist gleich hier, Herr Butz«, schreit ihm der Beamte durch das Fenster zu. Die Tropfen rinnen über den glänzenden Schirm seiner Mütze und fallen in das Auto hinein. »Sie können mir das Fahrzeug überlassen, wenn Sie möchten, ich parke es ein Stück weiter unten bei den anderen.«

Butz lässt den Zündschlüssel stecken, stößt die Fahrertür auf und springt aus dem Wagen. Innerhalb von Sekunden sind sein Jackett und sein Hemd durchnässt bis auf die Haut. Er eilt um das Auto herum zum Kofferraum, reißt ihn auf und holt einen Schirm daraus hervor. Als er ihn aufschnappen lässt und die Heckklappe zuschlägt, rollt das Fahrzeug bereits wieder an.

Butz sieht sich um. Unter dem Rand seines Schirms hindurch kann er einen Kollegen erkennen, der auf dem Bürgersteig steht und zu ihm herübersieht. Butz stiefelt durch das Wasser, das zentimeterhoch über den Asphalt schießt. Ein Blitz erhellt lautlos die Fassaden der Mietshäuser, die die Straße säumen.

»Ich führ Sie hin, Hauptkommissar«, ruft ihm der Mann zu, der auf ihn gewartet hat, dann kracht der Donner über ihnen. Das Rauschen des Regens verstärkt sich. Das Gewitter scheint sich seinem Höhepunkt zu nähern.

Schweigend laufen sie ein paar Schritte an dem Haus vorbei, vor dem Butz gehalten hat. Unmittelbar daneben befindet sich eine Baustelle. Die Einfahrt im Bauzaun steht offen, und die beiden Männer betreten das Gelände.

Butz ist in den vergangenen Monaten ein, zwei Mal zufällig an diesem Bauzaun vorbeigefahren, die Größe der dahinter liegenden Baustelle hat er sich jedoch nie klargemacht. Sie reicht bis zur Invalidenstraße, die gut hundertfünfzig Meter weiter nördlich parallel zu der Straße verläuft, an der er ausgestiegen ist, und erstreckt sich über eine Breite von mindestens fünf oder sechs Mietshausparzellen. Das Areal ist mit schwerem Gerät für die Arbeiten am Fundament bereits ausgeschachtet worden. Im gleißenden Licht eines Blitzes scheinen sich zwei Stahl-

gerippe schräg über Butz zu neigen – gewaltige Kräne, die in der Grube bereits errichtet worden sind. Die Sandpiste, die in die Baugrube hinabführt, ist vom unablässig herabströmenden Regen bereits vollkommen aufgeweicht. Rechts von Butz ragt mit jedem Schritt, den er gemeinsam mit seinem Kollegen tiefer in die Grube hinuntersteigt, umso höher die fensterlose Seitenmauer des Mietshauses auf, das unmittelbar an die Baugrube grenzt.

Butz wischt mit der Hand über sein Gesicht, während er weiterläuft. Es ist so nass, als ob er getaucht wäre. Ihm fällt auf, dass unter ihnen, am tiefsten Punkt der Grube, die fahlen Lichter mehrerer Autoscheinwerfer über die ersten Betonfundamente gleiten, die dort unten bereits gelegt worden sind.

»Ist der Rechtsmediziner schon da?« Er muss fast brüllen, um gegen das Rauschen des Regens anzukommen.

Der Kollege vor ihm bleibt stehen und sieht sich um. »Noch nicht. Sie sind der Erste. Sonst nur Schutzpolizei und Notarzt.«

Die Lichtkegel der Fahrzeuge überkreuzen sich, schwenken noch einmal auseinander und kommen dann zum Stehen, gebündelt auf einen Punkt. Butz sieht eine Fahrertür aufspringen, eine schwarze Silhouette aussteigen und ein paar Schritte in die Richtung gehen, in die die Scheinwerfer zielen.

Er stolpert weiter.

Ein Donnerknall zerreißt die Luft. Butz zuckt zusammen, rutscht in dem Schlammstrom aus, der die Piste herunterrauscht, fängt sich. Der Kollege vor ihm ist bereits zehn Meter weiter. Erst als Butz die Fahrzeuge auf dem Grund der Grube passiert, holt er ihn wieder ein. Er läuft an den Autos vorbei zu den Männern, die sich um den Kreuzpunkt der Lichtkegel versammelt haben.

Ihr Gesicht ist von den auf sie gerichteten Scheinwerfern fast weiß. Ihre Haare hängen in schweren Strähnen über die Stirn. Sie trägt ein enges T-Shirt, darüber eine glänzende Jacke. Jeans. Flip-Flops. Ihr Körper liegt halb aufgerichtet an der Sandböschung, die hier aus der Baugrube wieder herausführt.

Butz geht zwischen den Kollegen hindurch und kniet sich in den Sand neben die Frau. Als er seine Hände auf dem Boden abstützt, versinken sie bis zu den Knöcheln im Schlamm.

»Ich hab sie jetzt erst mal so liegen lassen und nichts weiter verändert!« Neben ihn hat sich der Notarzt gehockt und brüllt Butz durch den Regen ins Ohr.

Die Augen der Frau sind direkt auf Butz gerichtet und scheinen in dem Wasser, das über ihr Gesicht rinnt, zu schwimmen. Mit der Spitze seines rechten Zeigefingers hebt er einen Zipfel ihrer Jacke. Das T-Shirt darunter glänzt schwarz und wirkt, als ob ein Tintenfass darüber ausgeschüttet worden wäre. Ein korkengroßer Flecken auf der Höhe ihres Bauchnabels zieht Butz' Blick an. Der Stoff des T-Shirts ist dort ausgerissen.

»Das liegt da noch.« Unbeholfen zeigt der Mann auf ein Gerät, das zwei Schritte neben der Frau im Sand steckt.

Ein Akkubohrer.

»Ist ihr wohl in den Bauch gerammt worden.«

Butz nickt, verlagert sein Gewicht nach vorn, betrachtet für einen Moment ihr Gesicht.

Das Rauschen des Regens scheint ein wenig von ihm abzurücken. Entfernt ist der Motor eines sich nähernden Wagens zu hören.

Butz' Herz setzt aus.

Ihre Lippen!

Sein Blick springt zurück zu ihren Augen.

Der Notarzt drängt sich hektisch an Butz vorbei. Mit einer winzigen Taschenlampe strahlt er direkt in die Pupillen der Frau. Durch den Regen hindurch kann Butz sehen, wie sie reagieren.

»Sie lebt!«

Die Männer hinter Butz reißen die Arme hoch, winken dem heranahenden Fahrzeug. Das Blaulicht auf dem Dach des Wagens blitzt auf, beginnt sich zu drehen – die Sirene zieht an. Und während alles um ihn herum in Bewegung gerät, kniet Butz im Schlamm bei der Frau – ihre eiskalte Hand in seiner.

### 3

Es reißt sie aus dem Sitz. Sie hat die kleine Leica in der Hand, löst aus, während sie nach oben schnell. Schräg über ihr kann sie Lubajews massigen Rücken gegen die Seile federn sehen. Für einen Augenblick glaubt sie, sein Gewicht würde die Tauen zerreißen, dann wird sein Kör-

per zurück in den Ring geschleudert. Sie sieht Frederiks Gesicht über der Schulter des Russen aufblitzen. Seine Augen sind beinahe geschlossen, die Lippen stülpen sich über den Mundschutz. Sein Kopf neigt sich, sie kann die Kopfhaut durch das schweißnasse Haar sehen – dann dehnt sich sein Körper, der linke Arm streckt sich – im gleichen Moment, in dem Lubajew nach vorn fliegt. Es knirscht, sie presst die Kamera vor die Brust, löst aus. Der Kopf des Russen schlenkert. Er hat ihr den Rücken zugewandt, sie sieht seinen Unterkiefer nach vorn rutschen. Etwas trifft sie im Auge. Sie hebt mit der Rechten die Leica, löst aus, wischt mit der Linken übers Auge. Schräg darüber trifft Frederiks Rechte den Kopf des Gegners zum zweiten Mal.

Claire's Blick fällt auf ihre Hand. Sie ist voller Blut. Sie sieht eine feine Spur Spritzer auf ihrer Bluse. Über ihr röhrt der Russe. Sie macht einen Schritt zur Seite, hört hinter sich die Rufe der Zuschauer, denen sie die Sicht nimmt. Claire achtet nicht darauf. Die Fotos sind sensationell. Instinktiv wählt sie eine größere Blende, um alles außer den beiden Boxern in der Unschärfe versinken zu lassen. Frederik gleicht jetzt einem Tänzer im Blutausch. Er setzt dem Russen nach, seine Schläge treffen Hals, Ohren, Mund und Nacken. Claire sieht den Arm des Ringrichters, der sich zwischen die beiden schiebt, aber Frederik ist nicht zu bremsen. Er scheint mit dem Russen verwachsen zu sein, fährt seine Rechte immer wieder dem anderen in die Seite.

Claire zieht die Kamera vor ihr Auge. Durch das Objektiv hindurch wirkt die Szene wie schockgefroren. Ein harter, schwarz-weißer Kontrast, die Ansicht von unten. Das weiße Oberhemd des Ringrichters, der sich jetzt an Frederiks Schulter hängt. Lubajew taumelt zurück. In der gegenüberliegenden Ecke steigen sie über die Seile. Claire sieht den Körper des Russen auf den Boden aufschlagen, er hebt den Arm. Über ihm steht Frederik, gebückt wie ein Tiger, die Rechte zum Schlag angespannt. Der Kopf des Russen rollt herum. Claire drückt ab. Die Augen Lubajews zugeschwollen. Unterhalb seines Ohrs ist das Fleisch aufgeplatzt. Sie riecht den Kupfergeruch, der von ihm aufsteigt.

Frederik wippt zurück – die Arme oben. Er tanzt. Die Fäuste in den Handschuhen klatschen hoch über seinem Kopf den Rhythmus, mit dem die Zuschauer in der Halle seinen Namen skandieren. Jetzt hält es niemanden mehr auf den Sitzen. Claire spürt, wie sie nach vorn geschoben wird, während die Leute zum Ring drängen.

Sie lässt die Kamera in den Halsriemen fallen. Dann hat sie das unterste der vier Seile gepackt. Ihr Turnschuh findet Halt auf einem der jetzt leeren Stühle. Sie stößt sich ab, duckt sich und steht im Ring.

Frederik hat die Arme um die Männer gelegt, die ihn nach oben zu drücken versuchen. Sein Kopf schwenkt herum. Seine Augen blitzen. Sie lacht. Sein Kinn tippt nach oben. Claire drückt sich an den Seilen entlang, umkreist die Gruppe, die sich in der Mitte des Rings dem Beifall des Publikums stellt. Niemand achtet auf Claire, hält sie auf, fragt nach. Der Film in der Leica ist voll, sie nimmt die Digitalkamera. Dann steht sie nur noch zwei Schritte von ihm entfernt. Es ist die Aufnahme, die sie später für den Umschlag ihres Berlin-Buches verwenden wird: Frederiks Gesicht angeschnitten, der nackte Oberkörper vor dem Betrachter aufragend wie die Brust eines aufsteigenden Pferdes. Sein Mund ein wenig geöffnet, zu einem berauschten Triumph verzerrt, schräg über seinem Kopf die Hände, die in den Boxhandschuhen stecken. Und geradewegs auf den Betrachter gerichtet: sein Auge, das in dem halb angeschnittenen Gesicht leuchtet.

»Alle raus! Kommt schon, Leute. Nur ein paar Minuten. Sie will es so. Kommt schon.« Seine Stimme vibriert in dem flachen Betonraum. Er trägt den Meisterschaftsgürtel, ein Sportarzt hat die Platzwunden oberflächlich abgetupft. Der Sieg und die Wucht, mit der Lubajew unter seinen Schlägen zu Boden gegangen ist, scheinen Frederik noch immer in den Gliedern zu stecken.

Er lacht ihr zu. »Okay.«

*Okay*, denkt Claire.

Sie weiß nicht, wer die Männer sind, die sich um ihn herum drängen. Die Trainer, Freunde, Brüder, Manager, deren lautes Durcheinanderschwatzen den niedrigen Raum ausfüllt. Sie sieht, wie sie den Kopf neigen, wenn Frederiks Pranke ihnen über den Scheitel wischt, wie sie seinen Blick suchen, ihn respektvoll behandeln.

»Raus jetzt!«, ruft er und lacht.

Dann dreht sich Frederik zu ihr um.

»Sicher, dass das eine gute Idee ist?« Seine Augen glänzen. »Ist ja nicht gerade hübsch hier.«

Es stehen Blechspinde an der Wand, Bänke, Sporttaschen mit dem Logo seines Promoters. Es ist genau, was sie sucht.

»Setzen Sie sich.« Claire hat einen neuen Film in die Leica gelegt.  
»Jetzt kommt das, worauf ich die ganze Zeit schon gewartet habe.«

»Ach ja?«

Sie spitzt die Lippen, versteckt ihr Gesicht hinter der Kamera. Er lässt sich auf eine Bank fallen, schaut unschlüssig in ihre Richtung. Durch das Objektiv hindurch sind seine Gesichtszüge aufs Wesentliche reduziert. Es liegt etwas Verschmitztes darin, etwas Offenes, beinahe Edles. Sie drückt sich in die hinterste Ecke der Umkleidekabine, lässt die plötzliche Stille auf sie beide wirken.

Frederik atmet aus, lehnt seinen Rücken an die Wand. »Und jetzt?«

Sie sieht an der Kamera vorbei zu ihm. »Alles gut, Herr Barkar, wunderbar.«

Sie hockt sich auf den Boden und nimmt den ganzen Raum mit ins Bild. Ein endloser Fußboden, eine Decke so groß wie ein Himmelszelt.

*Klick. Klickklickklick.*

Sie sieht, wie er aufsteht. *Klickklick.* Kippt zur Seite, um das Hochkantformat zu nutzen. Er kommt auf sie zu. Die bis fast zu den Waden geschnürten Turnschuhe füllen das halbe Bild aus. Claire richtet die Kamera nach oben, das Neonlicht hinter seinem Kopf strahlt genau in ihr Objektiv. Es geschieht mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass sie sich nicht einmal wundert. Seine Arme greifen herab, berühren ihre Taille – sie spürt, wie er sie hochhebt. Es ist nichts, worüber sie nachdenken muss. Einen Augenblick schwebt sie, dann legen sich ihre Beine um seine Hüften, ihre Füße verhaken sich hinter seinem Rücken. Sein Oberkörper drückt sie sanft gegen die Betonwand, seine Hände umspannen ihre Oberschenkel. Sie kommt sich vor wie eine Puppe und spürt zugleich, dass jeder Druck ihrer Schenkel durch ihn hindurchgeht wie ein Stromstoß. Die Naht ihres Slips platzt auf, als er unter ihrem Rock mit beiden Händen vorsichtig daran zieht. Heiß presst sich ihre nackte Haut auf seinen Körper.

# Erster Teil

## 1

### *Tagebucheintrag*

*Es hat begonnen.*

*Mein Gott, was hab ich getan!*

*Ich.*

*Ich?*

*Musste es nicht so kommen? Blieb mir denn was anderes übrig?*

*War es nicht notwendig, zwingend, unvermeidlich? War es nicht eine Naturgewalt, ein Schub, ein Voranstürzen, dem ich praktisch vorn aufgebunden war, aufgenagelt?*

*ER war es doch, der es losgetreten hat, ohne den all das nicht geschehen wäre. Ohne den sich die Nacht nicht herabgesenkt hätte, die uns jetzt verschlingt. Nicht ICH bin derjenige, der im Herzen der Nacht haust. ER ist derjenige, der sie ausgelöst hat.*

*Till.*

*Wäre er nicht aus Brakenfelde geflohen – es wäre nie so weit gekommen!*

## 2

### *Rückblende: Zwölf Jahre vorher*

Till rannte. Er wusste: Wenn sie jetzt entdeckten, dass sein Bett leer war, würden sie sofort Alarm schlagen. Die Sonne war bereits untergegangen, der Himmel noch nicht ganz schwarz, aber unten, zwischen den Bäumen, war es bereits dunkel. Das Laub raschelte unter seinen federnden Tritten. Jeder Schritt ein kleiner Sieg, ein Sprung in die richtige Richtung. Weg von dem Heim, das hinter ihm lag – und in das er nie wieder zurückkehren würde!

*Watsch!* Wie ein Peitschenhieb war ihm ein dünner Zweig ins Gesicht geschlagen. Er duckte sich, rannte um den Baum herum, hetzte

weiter. Er hatte sich vom Hauptweg aus querfeldein ins Unterholz geschlagen. Hier war es sicherer als auf der Piste, die nach Brakenfelde führte.

Speichel sammelte sich in seinem Mund, während er weiterstolperte – aber Till ballte die Fäuste. Er hatte sich geschworen, nicht mehr zu weinen, nie mehr! Dabei schienen sich die Tränen geradezu von hinten in seine Augen zu bohren. Unwillkürlich schob sich seine Unterlippe nach vorn, Tränen fielen auf seine Hände. Er hetzte weiter, biss die Zähne zusammen, wollte sich sagen, dass er es sich doch geschworen hatte ... aber sein kleiner Körper wurde einfach geschüttelt. Beend schlug er die Hände vors Gesicht. Es war ganz nass.

Armin war weg! Deshalb war er losgelaufen.

»Na, Tilli? Alles klar bei euch unten?«

Er sah es noch vor sich, wie Armin auf seinem Bett lag, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, und zu ihm herüberschaute, als Till das Zimmer betrat.

»Alles klar. Was ist denn jetzt?«, hatte Till ihm geantwortet.

»Was ist was?« Armin hatte den Blick wieder an die Decke geheftet.

»Na, mit dir.«

»Weiß nicht.«

»Ich denke, wir bauen zusammen unser Boot«, hatte Till wieder von vorn angefangen.

»Hm.« Das war alles gewesen, was Armin dazu gesagt hatte: »Hm«. Dabei hatten sie früher stundenlang über ihr Boot geredet, ein richtiges Segelboot, ohne Kajüte, aber mit einem echten Mast.

»Wird das nichts mehr?«, hatte Till nachgefragt und am Klang seiner eigenen Stimme schon gemerkt, wie sehr er seinem Bruder mit der Fragerei doch auf die Nerven gehen musste.

»Weiß nicht«, hatte Armin geantwortet.

Till hatte sich neben ihn auf das Bett gelegt und auch an die Decke gestarrt. »Ist irgendwas, Armin?«, hatte er gefragt. »Bist du traurig?«

Armin hatte ihm nicht geantwortet. Till hatte den Kopf auf die Seite gelegt, ihn angeschaut und gesehen, dass das Gesicht seines Bruders ganz bleich geworden war. Armin hatte Till einen Blick zugeworfen, als hätte er ihm etwas sagen wollen, aber dann doch nur den Kopf geschüttelt und wieder an die Decke geschaut.

Mehr Zeit hatten sie an dem Abend nicht mehr gehabt. Dirk war

aufgetaucht und hatte geschimpft, weil Till schon längst wieder nach unten gemusst hätte, die Schlafenszeit hatte begonnen. Till hatte sich zwar noch ein bisschen gesträubt, aber dann war Dirk laut geworden und Armin hatte gesagt, dass es wohl doch besser wäre, wenn Till jetzt wirklich ginge. Also war ihm nichts anderes übriggeblieben – er war aufgestanden und nach unten marschiert, in sein eigenes Zimmer.

Ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, dass er nie wieder mit seinem Bruder reden würde.

### 3

Tills Blick huschte über die Tische, die vor dem Lokal im Freien standen. Alle unbesetzt. Er kniff die Augen zusammen, um durch die Scheiben ins Innere des Restaurants zu spähen. Schemenhaft konnte er die Tische und Stühle erkennen, die darin aufgestellt waren. Aber es war niemand zu sehen. Er wandte den Blick zurück zu dem Teller. Die rot getränkten Nudeln erhoben sich mindestens drei Zentimeter hoch über den Rand. Sie dampften sogar noch.

Die Nacht hatte Till im Wald verbracht. Am Morgen war er in einem Laubhaufen erwacht. Verfroren, verängstigt, ausgehungert. Er war mit der S-Bahn hierhergefahren, zum Alexanderplatz, von dem er wusste, dass Kinder ohne Zuhause sich manchmal hier trafen. Bisher aber hatte er kein Kind gesehen, das so aussah, als würde es nicht ganz genau wissen, wo es hingehörte. Alles, was er sah, war der Teller, der auf dem Tisch vor dem Lokal stand. Der ganze riesige Platz um Till herum schien sich auf diesen Teller hin zusammenzuziehen. Der Kellner, der eben noch davorgesessen und von den Nudeln gegessen hatte, war gerade von seinen Kollegen ins Lokal gerufen worden und hatte die Portion einfach stehen gelassen. Herrenlos. Heiß. Und saftig!

Wie von einer unsichtbaren Kraft angetrieben, setzte sich Till in Bewegung, den Kopf stur nach links gedreht, als würde er es auf ganz etwas anderes am Ende des Platzes abgesehen haben. Sollte er sich hinsetzen und die Nudeln rasch runterschlingen? Aber das kam eigentlich nicht in Frage. Wenn der Kellner ihn sah, würde er bestimmt nicht ruhig abwarten, bis Till aufgegessen hatte.

Ein letzter Schritt, dann hatte Till den Tisch erreicht. Niemand ach-

tete auf ihn. Er griff nach dem Teller, drehte sich um und hastete mit seiner Beute fest in der Hand zurück auf den Platz.

S-Bahn-Züge ratterten in den Bahnhof, Passanten eilten ihren Geschäften nach, die Sonne strahlte am tiefblauen Himmel über der Stadt.

Da platzte etwas an seinem Hinterkopf. Unwillkürlich zog Till den Kopf zwischen die Schultern. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein! Er spürte, wie ihn ein zweiter Schlag traf, ein wenig fester noch als der erste. Ein Schlag, der seinen Kopf zur Seite schlenkern ließ und ihn so wütend machte, dass er herumfuhr. Vor ihm spannte sich die schwarze Weste des Kellners.

Es blieb keine Zeit nachzudenken. Nudeln zuerst, drückte Till dem Mann den Teller auf den Bauch. Er sah noch, wie die Spaghetti Würmern gleich am Tellerrand hervorquollen, dann war er bereits herumgewirbelt und rannte – die Schritte, die Rufe des Verfolgers im Nacken.

Till spürte kaum, dass seine Füße den Boden berührten, fast war es, als würde er durch die Luft schwimmen. Zugleich aber sah er, wie die mächtige Straße, die den Platz vor ihm in zwei Hälften schnitt, mit jedem Schritt näher kam. Schon hatte er die parkenden Autos erreicht, war durch sie hindurch, die Spree, den Dom, die Linden vor Augen. Da traf ihn ein heißer Druck in die Seite. Ein verzögertes Quietschen, ein Poltern, ein stechender Schmerz in der Brust – ein Schlag, als hätte sich der Asphalt plötzlich aufgebäumt, um ihm eine Ohrfeige zu geben.

Dann war es still.

#### 4

Ein Autoreifen, dicht vor Tills Augen. Dahinter konnte er die Aufhängung erkennen, den schwarz verkrusteten Boden des Fahrzeugs. Er sah, wie ein Paar Damenschuhe mit halbhohen Absätzen auf der anderen Seite des Fahrzeugbodens auftauchten, auf dem Asphalt landeten und wieder aus seinem Blickfeld verschwanden.

Till rollte auf den Rücken. Über ihn waren Gestalten gebeugt. Sie blickten hastig hin und her, und ihre Münder bewegten sich, aber er konnte nicht hören, was sie sagten oder ob sie überhaupt etwas sagten.

Zwei Männer, einer jünger, einer etwas älter, eine dicke Frau mit groben Zügen. Dann legte sich eine Hand auf seine Schulter, als würde ein Schmetterling darauf landen, und er roch einen Duft, so lieblich, wie er ihn noch nie gerochen hatte.

Das Gesicht einer jüngeren Frau schob sich vor den Himmel, in den er hinauf sah – ihr Blick verschreckt, die Haare herabhängend, so dass sie fast seine Stirn streiften. Eine dünne Kette baumelte an ihrem Hals, ihre Lippen waren geschminkt und bewegten sich, aber er hörte nur ein entferntes Rauschen, das wirkte, als hätte man seine Ohren mit Watte verstopft.

Till lächelte und sah, wie sich das Gesicht der Frau ein wenig aufhellte. Sie schaute zu einem der Männer auf, die über ihr standen.

»... noch in der Schleife, sie müssen gleich dran sein«, drang es zu ihm durch, und erst jetzt bemerkte er, dass sie ein Handy am Ohr hatte.

Er keuchte. »Was?« Seine Stimme dröhnte in seinen Ohren.

»Beruhige dich, Kleiner«, hörte er jemanden hinter sich sagen. »Der Krankenwagen muss jeden Moment da sein.«

Till riss sich hoch. Es gelang ihm, einen Arm aufzustützen, beinahe wäre sein Kopf mit dem der Frau zusammengestoßen. »Wieso denn? Mir geht es gut!«

Sie würden sofort rauskriegen, wer er war, sie würden ihn zurückschicken! Till sah, wie ihn die Frau verblüfft anblickte.

»Ich brauch keinen Arzt!« Er sprang auf, seine Beine zitterten, aber er achtete nicht darauf.

Im gleichen Moment veränderte sich ihr Gesichtsausdruck.

»Ja, Bentheim hier«, sagte sie in ihr Handy und erhob sich ebenfalls.

»Nein!« Till wäre beinahe in Tränen ausgebrochen. Das konnte doch nicht sein! Er schaffte es einfach nicht mehr! Er konnte nicht schon wieder loslaufen. Sah sie das denn nicht? »Bitte, Frau Bentheim, wirklich, mir geht es prima, es ist nur ...« Er schnaufte.

»Warten Sie«, sagte sie in ihr Handy und sah ihn an. »Du darfst so einen Unfall nicht unterschätzen –«

Ein langgezogenes Hupen unterbrach sie.

Erst jetzt bemerkte Till, dass sie mitten auf der Straße standen, vor dem Wagen, aus dem die Frau gestiegen war, dass sie den ganzen Verkehr blockierten, der sich hinter dem Auto die Straße hinauf staute.

»Sie können den Jungen nicht einfach so wegschicken«, mischte

sich jetzt wieder der Mann ein, der hinter Till gekniet hatte. »Er muss behandelt werden!«

»Ja, selbstverständlich.« Sie sah zu Till. »Wenn nichts ist, lassen sie dich doch gleich wieder gehen. Versteh doch, ich muss sichergehen, dass alles in Ordnung ist.«

Till fühlte, wie schwach er war. Der Hunger, die Nacht im Wald, der Schreck bei dem Unfall. Am liebsten hätte er sich wieder auf den Asphalt gelegt und wäre eingeschlafen.

»Nein, warten Sie«, hörte er die Frau in ihr Handy sagen, »ich melde mich gleich noch mal.«

Sie ließ ihr Handy in die Tasche ihrer weiten Hose gleiten und beugte sich zu ihm nach vorn. »Du willst das nicht? Keinen Notarzt?«

Er schüttelte den Kopf. »Es geht mir doch gut.«

Ein aufheulendes Hupkonzert zerriss die Luft.

Die Frau nahm seinen Arm. »Komm erst mal runter von der Straße, ich blockiere hier den ganzen Verkehr.«

Er nickte, trottete zwischen den parkenden Autos hindurch zum Bürgersteig, hörte, wie die Frau hinter ihm mit dem Passanten redete. Dann spürte er, wie ihre Hand erneut seine Schulter berührte.

»So kann ich dich nicht gehen lassen.« Sie war ihm gefolgt und schaute jetzt zurück zu ihrem Auto, um das die anderen Wagen begonnen hatten, herumzufahren. »Hast du ein Handy? Oder warte – gib mir die Nummer, ich ruf deine Mutter an.«

Till atmete aus. »Ist schon okay, Frau Bentheim, ehrlich. Ich setz mich kurz auf eine Bank, dann geht's gleich wieder.«

»Es ist wahrscheinlich der Schock.« Sie lächelte.

Wieder wurde gehupt. Nur einen Moment lang war der Verkehr um das Auto der Frau herumgeflossen, schon hatten sich die Fahrer erneut mit den entgegenkommenden Autos verkeilt.

»Komm«, sie zeigte zu ihrem Wagen, »spring schnell rein, ja? Ich muss die Straße frei machen.«

Till warf einen Blick zu ihrem Auto. Ein Jaguar, das hatte er vorhin schon bemerkt, eins von den altmodischeren Modellen. Schemenhaft sah er zwei Kindergesichter durch die Scheiben vom Rücksitz aus zu ihm herüberschauen.

»Kannst auch vorn sitzen«, hörte er die Frau neben sich sagen, »okay?«

Er sah sie unschlüssig an.

»Ich fahr ihn gleich zum Arzt«, rief sie und gestikulierte zu dem Passanten, der zwischen den parkenden Autos stehen geblieben war. »Na, komm schon.« Sie lächelte Till an, und ihm wurde klar, dass sie nicht einfach weiterfahren konnte.

»Na gut.« Noch etwas benommen ließ er sich von ihr zurück zur Straße führen. In einem Jaguar hatte er noch nie gesessen. Ein alter XJ, tippte er, wahrscheinlich mit einem echten Daimler-Schild hinten drauf. Die Frau zog die Beifahrertür auf.

»Fahren wir jetzt weiter, Mama?«, war aus dem Fond des Wagens zu hören. Das Gesicht eines kleinen Mädchens tauchte hinter der Rücklehne auf. Sie war etwas älter als das andere Kind, das neben ihr auf der Rückbank in einem zweiten Kindersitz steckte.

»Gleich«, sagte die Frau und lächelte Till zu, »gleich geht's weiter, Claire.«

## 5

Julia Bentheim warf dem Jungen einen Blick zu, der bleich neben ihr auf dem Beifahrersitz saß. Jetzt sah sie deutlich, dass er den Unfall doch nicht so leicht weggesteckt hatte, wie er ihr hatte glauben machen wollen.

»Alles in Ordnung?« Sie ließ den schweren Wagen an den parkenden Autos im Schritttempo vorbeierollen.

Der Junge schien zu überlegen.

»Wie heißt du denn?«

»Till. Frau Bentheim?«

»Hm.« Sie konzentrierte sich auf den Verkehr.

»Ich will nicht, dass Sie mich zum Arzt fahren.«

Julia atmete aus. »Hör zu, Till, vielleicht ist das wirklich das Beste, wenn ich rasch deine Mutter anrufe.« Sie sah kurz zur Seite. »Dann sehen wir weiter, ja?«

Till schaute unverwandt geradeaus.

»Weißt du ihre Nummer nicht?«

Sie sah, wie er den Kopf schüttelte, ohne sie anzuschauen.

»Und die von deinem Vater?«

Keine Reaktion.

Julia schaute wieder nach vorn. »Na gut. Pass auf. Dann fahr ich dich jetzt in ein Krankenhaus. Das ist mir lieber.« Jetzt bereute sie es, nicht doch gleich den Unfallwagen gerufen zu haben.

»Meine Mutter arbeitet, Frau Bentheim«, hörte sie ihn neben sich murmeln, »ich will ihr jetzt keine Sorgen machen, verstehen Sie? Das ist wichtig, dass sie bei ihrem Job keinen Ärger bekommt, denn sie braucht den. Wenn sie hört, dass ich im Krankenhaus bin, lässt sie alles stehen und liegen und fährt dorthin. Aber das geht nicht, dann verliert sie die Stelle.«

Julia zögerte. Übertrieb er nicht ein wenig?

»Dann weint sie wieder, weil wir die Miete nicht mehr bezahlen können. Und wir müssen raus aus der Wohnung. Dabei hat sie sich so gefreut, als wir die endlich gefunden haben.« Er beugte sich vor und senkte die Stimme. »Die Wohnung ist zwar im ersten Stock, aber Mama hat einen Balkon. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr sie sich über den kleinen Balkon gefreut hat! Sie hat dort all ihre Blumen gepflanzt, verbringt jede freie Minute auf dem Balkon.« Er lehnte sich wieder zurück. »Aber das hat sie immer gesagt: Wenn sie die Stelle verliert, dann können wir uns die Wohnung nicht mehr leisten.«

»Sie wird doch nicht ihre Stelle verlieren, nur weil sie ihren Sohn vom Krankenhaus abholt!« Julia hielt. Die Ampel vor ihr war rot.

Als sie zum Beifahrersitz schaute, sah Till ihr genau in die Augen. Vergeblich wartete sie darauf, dass er ihr etwas erwidern würde. Stattdessen zuckte er nur mit den Achseln, griff nach dem Hebel, der die Tür öffnete, und zog daran.

»Sie verstehen das nicht.« Er stieß die Tür auf.

»Und wenn dich unser Kinderarzt untersucht?«

Er drehte sich zu ihr um.

»Ich muss einfach wissen, ob alles in Ordnung ist!« Julia schaute zur Ampel. Noch immer rot. »Aber ich muss auch nach Hause, die Mädchen brauchen dringend etwas zu essen. Pass auf, Till.« Sie blickte wieder zu ihm. »Wir fahren jetzt rasch zu uns nach Hause. Das ist zwar unten in Dahlem, aber so weit von hier, wie du vielleicht denkst, nun auch wieder nicht. Dort kann dich unser Kinderarzt untersuchen, und wenn nichts weiter ist, brauchen wir deiner Mutter davon auch nichts zu sagen. Was hältst du davon?«

Sie sah, wie es in dem Jungen arbeitete.

»Dr. Trimborn ist dafür genau der Richtige, oder?« Julia warf einen Blick zur Rückbank.

»Stimmt«, kam prompt die Antwort von hinten.

Sie sah wieder zu Till. »Oder kannst du jetzt nicht, hast du was vor?«

Zum ersten Mal fiel ihr auf, dass er eine Dusche vertragen könnte. Auch seine kurzen Hosen und der blaue Pullover wirkten nicht ganz so sauber, wie sie vielleicht hätten sein können. War es unvorsichtig, den Jungen mit zu sich nach Hause zu nehmen?

»Nee«, kam es von Till, »das ist okay.«

»Gut.« Sie lächelte. Er hatte seinen ganz eigenen Charme.

Till beugte sich zu der noch immer geöffneten Tür vor und schlug sie wieder zu.

Im gleichen Moment hupte es hinter ihnen. Die Ampel war grün – Julia gab Gas. Neben ihr griff Till nach dem Anschnallgurt, zog ihn schräg über die Brust und ließ den Verschluss einrasten.

Er schnallt sich bei mir fest, schoss es ihr durch den Kopf. Aber sie war so erleichtert, endlich eine Lösung gefunden zu haben, dass sie das nicht weiter beunruhigte.

## 6

### *Heute*

Die Augen des Notarztes blitzen Butz über den Mundschutz hinweg an. »Nein. Ich denke nicht.« Seine Lider schließen sich.

Butz kann den Mann kaum verstehen. Die Sirene schreit ihm ins Ohr, der Motor des Unfallwagens läuft auf Hochtouren, Männerstimmen rufen durcheinander.

Jemand stößt ihn zur Seite.

»Kann ich mit? Im Wagen?« Butz hat den Notarzt noch einmal am Ärmel gepackt.

»Nein, ausgeschlossen.«

»Hören Sie. Die Frau stirbt ...« Butz springt zur Seite. Zwei Sanitäter haben sie auf eine Trage gelegt, die Stangen des Metallgeräts klackern, die Rollen knicken weg, die Schiene rastet ein. Sie schieben sie in den Fond des Fahrzeugs.

»Sie haben es selbst gesagt.« Der Regen tropft Butz von der Brille,

er kann den Mann vor sich nur verschwommen erkennen. »Ich muss mit ihr reden, vielleicht kann sie mir noch etwas sagen.«

Der Arzt wendet sich ab. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können.« Mit einem Satz ist er in dem Notarztwagen, die Hinterräder beginnen zu rollen. Butz streckt den Arm aus. Der Arzt ergreift seine Hand und zieht ihn in das Fahrzeug. Die fahlen Blitze des Blaulichts tauchen die Fundstelle, die Beamten, das Schlammloch in unruhiges Licht – dann fliegt die Tür des Wagens hinter ihnen ins Schloss.

Butz spürt, wie der Fahrer das Gaspedal durchdrückt, dumpf vibriert die Antriebswelle unter seinen Füßen. Ein feines Piepen bohrt sich durch die Geräuschwand, die Butz umfängt. Sein Auge zuckt in dem beengten Wagen umher.

Anzeigen, Kabel, Schläuche.

Ein Assistenzarzt stülpt der Frau eine Atemmaske über Mund und Nase, drückt das Gerät auf ihr Gesicht. Der Notarzt schlägt die Aluminiumdecke beiseite – Butz wendet den Blick ab, um die Verletzung nicht zu sehen. Der Arzt macht sich daran, die Wunde zu versorgen, während der Körper der Frau zu zittern beginnt. Die beiden Mediziner wechseln einen Blick. Butz sieht, wie der Notarzt seinem Kollegen zunickt. Der hebt die durchsichtige Maske von ihrem Gesicht, und Butz schiebt sich dicht über sie. Fast berührt seine Wange die Lippen der Frau.

»Hhhhhrggg.«

Mehr ein Hauch als ein Laut.

»Was?«

Butz dreht den Kopf, sieht ihre aufgerissenen Augen vor sich, deren Glanz etwas Blendendes bekommen hat, wie eine Glühbirne, die kurz davorsteht durchzubrennen. Unwillkürlich schiebt er eine Hand unter ihren Hinterkopf, als könnte er so ihren Sturz aufhalten.

Im gleichen Moment verrutscht der Boden, er prallt gegen die Ausrüstung des Fahrzeugs, es klirrt. Der Motor heult auf, der Rettungswagen schlingert.

Sie stehen.

Es knallt, als der Assistenzarzt die Hintertür aufstößt. Schwarz gähnt unter ihnen die Baugrube, sie haben erst die Hälfte der Sandrampe geschafft. Der Regen peitscht herein. Das Fahrzeug ist auf der schlammigen Piste abgesackt, die Räder wühlen sich in den Matsch.

Butz sieht zurück zu der Frau. Das Motorengeräusch scheint unmit-

telbar hinter seinen Augäpfeln zu rasen. Er fühlt, wie ihre Hand seinen Arm berührt. Dann wird der Glanz in ihren Augen von einer trüben Welle überspült.

Butz drückt sich gegen die Wand des Fahrzeugs, um dem Notarzt Platz zu machen. Der Piepton, der ununterbrochen weitergegangen ist, wandelt sich zu einem durchgehenden Pfeifen.

Im gleichen Moment greifen die Räder in dem aufgeweichten Erdreich wieder, der Wagen macht einen Satz nach vorn. Butz' Magen ruckt in seinem Bauch, er versenkt seinen Mund in der Armbeuge.

Der Blick des Assistenzarztes streift ihn. Butz nickt. Ja, er will aussteigen. Er schiebt sich hinter dem Arzt zur noch immer geöffneten Hintertür und springt ins Freie. Der Regen scheint in weiß leuchtenden Fäden aus unendlicher Höhe auf ihn herunterzukommen. Der Notarztwagen steht wieder, die Sirene ist ausgeschaltet, das Blaulicht verloschen.

Alles um Butz herum ist schwarz, nur in dem gelben Rechteck, als das er das Innere des Wagens in der Dunkelheit leuchten sieht, kann er die beiden Mediziner erkennen, die die noch immer blinkenden Geräte abschalten, während zwischen ihnen seltsam reglos die Leiche der jungen Frau liegt.

## 7

»Könnten Sie mir die vielleicht mal borgen?« Butz nickt zur schweren Taschenlampe, die der Schutzpolizist mit angewinkelt erhobenem Arm auf der Höhe seiner Augen hält. »Die sind ja jetzt so weit.« Er deutet auf die Kollegen, denen der junge Mann leuchtet und die gerade dabei sind, einen Scheinwerfer aufzustellen.

Es surrt, dann schlägt der grelle Lichtkegel aus dem Halogenscheinwerfer heraus auf den Boden zwischen den Fahrzeugen. Der Schutzpolizist zuckt mit der Schulter, reicht Butz das Gerät.

»Oben ist ein Starbucks, hab ich gesehen, als ich gekommen bin.« Butz nimmt die Lampe. »Hohlen Sie sich doch einen Kaffee.« Er deutet mit dem Lichtstrahl in den hinteren Bereich der Baugrube. »Ich seh mich solange hier um und gebe sie Ihnen dann gleich wieder.« Ohne eine Antwort abzuwarten, stapft er in die Richtung, die er gewiesen hat.

Der Regen hat ein wenig nachgelassen. In dem Lichtfleck, der vor

ihm über den Boden huscht, kann Butz Fahrzeugspuren, Pfützen, teilweise auch Betonstrukturen erkennen, die bereits eingezogen worden sind. Er achtet darauf, nicht zu stolpern, bewegt sich langsam vom Fundort der Leiche weg. Kaum hat er den Scheinwerfer hinter sich, beginnt der Nachthimmel tiefblau über ihm zu schimmern. Die Stimmen der Kollegen, die sich rings um die Fundstelle tummeln, versinken langsam im Rauschen der Nacht. Am Rand der Grube ragen die Silhouetten der Mietshäuser auf, die auf den angrenzenden Grundstücken stehen – zum Teil Brandmauern noch aus Kriegszeiten, die nur weit oben, im vierten oder fünften Stock, durch winzige, später hineinge-meißelte Fenster durchbrochen werden.

Butz wandert weiter, den Boden ableuchtend. Der Tod der Frau hat ihn mitgenommen. Er weiß nicht, wonach er sucht. Er weiß nur, dass er die Baugrube, in der sie sie gefunden haben, noch nicht verlassen will.

Er erreicht eine Bodenwanne, die bereits gegossen worden ist. In regelmäßigen Abständen ragen Betonpfeiler davon auf, an deren Ende die Stahlstreben wie Knochenfinger dünn und krumm in den Nachthimmel stoßen. Butz lässt den Lichtstrahl über den Zement wandern und bemerkt, dass der Rand der Wanne erst einen knappen Meter weit in die Höhe gezogen worden ist. Dahinter kann er die Böschung erkennen, die gute acht Meter über ihm das Straßenniveau erreicht.

Butz beschließt, in einem weiten Bogen zu den anderen zurückzukehren, die als kleine Gestalten unter dem gleißenden Licht des Halogenscheinwerfers hinter den Pfeilern zu sehen sind, und beginnt, am Wannenrand entlangzuschreiten. Der Regen hat den Sand der Böschung zum Teil heftig unterspült. Vereinzelt rieseln noch immer kleine Bäche den Abhang hinab.

Butz verlangsamt seine Schritte und wendet sich um. Tastet mit dem Lichtstrahl unschlüssig über den Sand. Da!

Er hält den Strahl der Lampe auf einen schwarzen Schatten gerichtet, der ihm auf halber Höhe der Böschung aufgefallen ist.

Was ist das?

Er lässt die Lampe in die Seitentasche seines Jacketts gleiten, legt beide Hände auf den oberen Rand der Betonwanne – und stößt sich ab. Die poröse Oberfläche des Zements schneidet in seine Handflächen, dann bekommt sein Fuß auf der Oberkante Halt, und er richtet sich auf.

Vorsichtig holt er die Lampe wieder aus seiner Jackettasche hervor, schaltet sie ein und leuchtet in den Schatten hinein, der sich jetzt keine drei Meter mehr über ihm in die Sandböschung zu bohren scheint.

Das ist kein Schatten, das ist ...

Butz reckt den Arm mit der Lampe in die Höhe – und sieht es. Ein feines Rinnsal schießt aus dem Schatten hervor. Das Wasser kommt direkt aus der Böschung – aus einem Stollen, der dort waagrecht ins Erdreich getrieben worden ist.

## 8

»Der muss durch den Regen freigelegt worden sein!« Der Bauleiter ist ein schwerer, großgewachsener Mann Mitte fünfzig, Butz kommt sich regelrecht schwächling neben ihm vor. »Den Tunnel hab ich noch nie gesehen!« Der Bauleiter schüttelt den Kopf. »Der ist auch in den Plänen nicht eingetragen.« Der Bauleiter deutet mit seinem dicken Zeigefinger auf den Grundriss. »Möglicherweise gehört der Stollen zur Kanalisation.« Er sieht Butz an.

Der runzelt die Stirn.

»Meinen Sie, es hat etwas mit der Toten zu tun?« Der Bauleiter nimmt ihm den Plan aus der Hand. Er ist erst vor wenigen Minuten auf der Baustelle eingetroffen, nachdem er von den Beamten über sein Handy kontaktiert worden ist.

Butz schaut zu dem Stollen hinauf. »Leuchten Sie mir doch mal bitte.« Er stemmt sich erneut auf den Rand der Bodenwanne.

»Was denn?« Der Bauleiter richtet den Strahl der Lampe genau auf Butz' Gesicht. »Wollen Sie jetzt hier rumklettern? Mitten in der Nacht? Sie sehen doch, der Regen hat alles unterspült.« Die tiefe Stimme des Bauarbeiters scheppert. »Außerdem können Sie in der Dunkelheit doch sowieso nichts erkennen! Kommen Sie da runter, Mann, was soll denn das?«

Butz springt und landet weich in dem locker aufgeschütteten Sand der Böschung auf der anderen Seite der kleinen Betonwand.

»Das ist meine verdammte Verantwortung hier«, hört er den Bauleiter schimpfen, der in der Bodenwanne stehen geblieben ist.

»Regen Sie sich ab, ist es natürlich nicht.« Butz spürt, wie seine Hände in den feuchten Sand sinken, während er beginnt, die Böschung

nach oben zu kraxeln. Der Schein der Taschenlampe gleitet an Butz vorbei über den Sand, bleibt auf der Tunnelöffnung stehen, die sich jetzt direkt über seinem Kopf befindet. Butz richtet sich auf, sieht in die Öffnung hinein. Für einen Moment hat er den Eindruck, als würde es kühl aus dem Stollen herauswehen.

»Können Sie was sehen?«

Butz dreht sich um. Knapp drei Meter unter ihm steht der Bauleiter in der Bodenwanne und blickt nach oben.

»Noch nicht.«

Butz angelt die Lampe des Schutzpolizisten aus der Seitentasche seines Jacketts, schaltet sie ein und richtet den Strahl in den Stollen hinein.

Der Gang ist nicht mehr als gut einen Meter hoch und etwa genauso breit. Keine Kabel, keine Lampen, keine Mauer. Ein Tunnel, der ohne jede Absicherung ins Erdreich getrieben worden ist und auf dessen Boden es feucht schimmert. Der Regen muss durch den Sand hindurchgesickert sein und sich auf dem Grund des Tunnels gesammelt haben. In einem kleinen Bächlein fließt das Wasser am Ende des Gangs ins Freie.

Es ist, als ob jemand Butz' Kopf an den Haaren zurückgerissen hätte.

Er hat etwas gehört! Mit einem Satz ist er in der Öffnung. Geduckt. Auf allen vieren. Jeder Muskel im Körper angespannt.

»Sind Sie wahnsinnig!« Die Stimme des Bauleiters dringt von der Betonwanne zu ihm herauf.

Butz achtet nicht darauf, steckt sich die Taschenlampe kurzerhand in den Mund. So kann er zugleich auf allen vieren weiter und sich den Weg leuchten.

Es ist nicht das Geräusch rieselnden Sands, kein Verkehrslärm, kein Luftstoß. Es ist ein Rascheln, ein Schaben, ein Schnaufen!

Er kriecht in den Gang hinein.

Jetzt ist das Rascheln deutlich zu hören. Es klingt, als ob sich ein Rudel Hunde in dem Stollen zusammendrängen würde. Butz spürt, wie sein Kopf gegen die sandige Decke des Gangs stößt, während er weiterhastet. Hinter ihm säuselt die Stimme des Bauleiters, sie scheint aus einer anderen Welt zu kommen.

Abrupt hält Butz inne.

Was ist das?

Er setzt das Atmen aus.

Stille.

Es hat geblinkt. Vor ihm. Weit vor ihm.

Oder?

Der Schein der Lampe schwankt. Butz verlagert sein Gewicht auf den linken Arm, nimmt die Lampe mit der Rechten aus dem Mund. Stabilisiert den Lichtstrahl. Gut dreißig Meter weit vor ihm biegt der Gang um eine Ecke.

»Pffssslsssspffff.«

»Hallo!«

Und wenn es Ratten sind?

Instinktiv richtet Butz den Strahl auf den Boden. Das Wasser rinnt zwischen seinen Beinen hindurch, Tiere sind jedoch keine zu sehen.

»Ist da wer?«

Er sieht sich um. Nichts. Ungefähr zwanzig Meter weit ist er in den Stollen bereits eingedrungen. Hinter sich kann er das Ende des Tunnels und die Nacht sehen: einen Vorhang glitzernder Punkte, Tropfen, die den Strahl seiner Taschenlampe reflektieren. Es hat wieder angefangen zu regnen.

Butz atmet aus.

Das entfernte Rauschen der Tropfen.

Für einen Moment scheint die Zeit stillzustehen.

Dann fällt sein Blick auf das Rinnsal in der Mitte des Stollens.

Eben noch war es schmal gewesen wie ein Bleistift, jetzt füllt es fast die ganze Gangbreite aus. Es ist, als würde er nach rechts stürzen, als die Wand neben ihm auf einer Länge von sechs Metern absackt.

»AAAH!« Butz' eigener Schrei katapultiert ihn nach vorn.

Wie hat er so leichtsinnig sein können?

Der Sand um ihn herum rutscht ab. Er krabbelt nicht mehr auf allen vieren, er läuft geduckt, sein Rücken raspelt über die Decke. Mit beiden Händen stößt er sich abwechselnd an den beiden Seitenwänden ab und spürt zugleich, wie die aufgeweichten Sandmassen um ihn herum zusammensacken. Der Schlund, durch den er rast, scheint sich zu einem Schlamm Schlauch zu verformen.

»Es rutscht! Butz! Es kracht ein!« Die Stimme des Bauleiters gellt.

Butz springt – aber da greifen die Sandmassen schon wie mit Armen nach ihm, packen ihn an den Füßen, rollen über seinen Rücken nach vorn und drücken seinen Kopf in den Schlamm.